



OLIVER RUF

## **Der Geist ist fruchtbar noch**

**Herr Schiller, Was heißt und zu welchem Ende studiert man  
»Geisteswissenschaft«? – Ein mögliches Gespräch aus aktuellem Anlass**

Vorblatt

### **Publikation**

Verfasst für den und ausgezeichnet beim Wettbewerb »Geist (d)er Stunde« der deutschen Begabtenförderwerke und des Bundesministeriums für Bildung und Forschung im Jahr der Geisteswissenschaften.

Erstpublikation im Goethezeitportal

Vorlage: Datei des Autors.

URL: <[http://www.goethezeitportal.de/fileadmin/PDF/db/feuilleton/schiller/ruf\\_geist.pdf](http://www.goethezeitportal.de/fileadmin/PDF/db/feuilleton/schiller/ruf_geist.pdf)>  
Eingestellt am 14.08.2009.

### **Autor**

Oliver Ruf M.A.

TU Dortmund

Fakultät Kulturwissenschaften

Institut für deutsche Sprache und Literatur

Emil-Figge-Str. 50

44227 Dortmund

Emailadresse: <[oliver.ruf@tu-dortmund.de](mailto:oliver.ruf@tu-dortmund.de)>

Homepage: <<http://www.oliverruf.de>>

### **Empfohlene Zitierweise**

Beim Zitieren empfehlen wir hinter den Titel das Datum der Einstellung oder des letzten Updates und nach der URL-Angabe das Datum Ihres letzten Besuchs dieser Online-Adresse anzugeben: Oliver Ruf: Der Geist ist fruchtbar noch.

Herr Schiller, Was heißt und zu welchem Ende studiert man »Geisteswissenschaft« – Ein mögliches Gespräch aus aktuellem Anlass (14.08.2009). In:

Goethezeitportal. URL:

<[http://www.goethezeitportal.de/fileadmin/PDF/db/feuilleton/schiller/ruf\\_geist.pdf](http://www.goethezeitportal.de/fileadmin/PDF/db/feuilleton/schiller/ruf_geist.pdf)>  
(Datum Ihres letzten Besuches).

OLIVER RUF

## **Der Geist ist fruchtbar noch**

### **Herr Schiller, Was heißt und zu welchem Ende studiert man »Geisteswissenschaft«? – Ein mögliches Gespräch aus aktuellem Anlass**

Im ersten Teil des einzigen, Fragment gebliebenen Romans von Friedrich Schiller gibt es einen Moment, in dem sich die »Geistererscheinung«, die das Buch zu Beginn ausphantasiert, als fauler Zauber entpuppt, als sei der mysteriöse Nebel, der gerade noch über der ganzen Szenerie geschwebt hat, mit einem Male weggeblasen. Zur Klärung der Situation folgt ein kurzer Abschnitt, in dem die »Taschenspielerstückchen« eines sizilianischen Magiers (und kuriosen Betrügers) aufs Deutlichste entlarvt werden. Der Text beschreibt, wie nach einer okkulten Sitzung ein manipulierter Altar weggeräumt und die Dielen des Saals aufgebrochen werden. Zum Vorschein kommt ein geräumiges Gewölbe, in dem man eine »Elektriermaschine«, eine Uhr und eine kleine silberne Glocke findet, zudem eine »magische Laterne«, mit der sich die Umrisse einer »Gestalt« projizieren lassen, und ferner verschiedene Trommeln, an denen große bleierne Kugeln an Schnüren befestigt hängen, um Donner-Geräusche nachzuahmen. Als man die Kleider des Sizilianers durchsucht, finden die Häscher darüber hinaus in einem Etui verschiedene Pulver, Quecksilber in Phiolen und Büchsen, »Phosphorus« in einer gläsernen Flasche, einen magnetischen Ring, in den Rocktaschen ein Paternoster, einen »Judenbart«, Terzerole und einen Dolch. All die unheimlichen Begebenheiten, die die voraus gegangenen Séancen prägten, erweisen sich nun als Blendwerk, Hokuspokus und groß angelegter Bluff.

Der Roman, der in mehreren Fortsetzungen zwischen Anfang 1787 und Ende 1789 in der Zeitschrift *Thalia* erschienen ist, zeigt dem Leser zunächst, wie die nüchterne Vernunft über scheinbar rätselhafte Geschehnisse triumphiert, wie hinter dem mutmaßlichen »Geist« mechanische Apparate, chemikalische Mixturen und physikalische Axiome zum Vorschein kommen. An die Stelle des Transzendentalen tritt Naturgesetzlichkeit, das unerklärbar Phantastische wird durch rationales Kalkül entauratisiert – aber das ist nur ein Thema, eines von zweien in dem Buch, jedoch eines, das präsent bleibt in diesem unvollendeten Roman. Denn das Gefühl, die Welt habe sich nach den geschilderten Vorkommnissen verändert, will einfach nicht verschwinden, zum Beispiel deshalb: Die Hauptfigur, der schwärmerische Prinz von \*\*, Mitglied eines protestantischen Fürstenhauses, der sich

anonym in Venedig aufhält und dort Opfer der »Geistererscheinung« wird, wandelt sich nach Aufdeckung der gegen ihn gerichteten Intrige merklich; er, der vorher ernst und zurückhaltend, bescheiden und haushälterisch war, wird offenherzig, hochmütig und verschwenderisch. Man könnte sagen, der Einbruch des Realen in die Welt des Phantastischen hat ihm seine schwärmerische Unschuld geraubt. Der Roman heißt *Der Geisterseher*, was im Deutschen eine doppelte und daher problematische Wortbedeutung hat, die im Englischen mit der Unterscheidung in *spirit* und *ghost* gelöst wird. Das Gespenstische ist dem deutschen Mutterwort *Geist* ebenso inhärent wie die Vorstellung vom Bewusstsein des Menschen, der Denkkraft, des Verstands bzw. der Gesamtheit der Gedanken und Vorstellungen – Bedeutungen, nach denen heute (gut 200 Jahre nach Erscheinen des Schillerschen Romans) die Disziplinengruppe der *Geisteswissenschaften* benannt ist, die manch einer mit *ghost sciences* übersetzt haben soll und die selbst noch zu Schillers 250. Geburtstag in diesem Jahr auf dem Prüfstand steht. Ein böses Omen?

*Herr Schiller*, ganz schön unheimlich, was Sie da geschrieben haben. Glauben Sie an Geister?

»Die Geschichte, die ich übrigens nie vollendet habe, ist schlecht – schlecht, ich kann mir nicht helfen. Mir fehlt leider die Stimmung gänzlich, ich wollte eben so gut einen ganz neuen Roman schreiben, als diesen alten zu beendigen.«

Sie klingen ungehalten. Dabei war der Roman beim Publikum außerordentlich erfolgreich. Wie kommt's?

»Ein allgemeiner, unwiderstehlicher Hang nach dem Neuen und Außerordentlichen, ein Verlangen, sich in einem leidenschaftlichen Zustande zu fühlen, mag damit zu tun haben. Erschöpft von den höheren Anstrengungen des Geistes, ermattet von den einförmigen, oft niederdrückenden Geschäften des Berufs und von Sinnlichkeit gesättigt, musste der Mensch eine Leerheit in seinem Wesen fühlen, die dem ewigen Trieb nach Tätigkeit zuwider war. Unsre Natur, gleich unfähig, länger im Zustande des Tiers fortzudauern, als die feinem Arbeiten des Verstandes fortzusetzen, verlangte einen mittleren Zustand, der beide widersprechende Enden vereinigte, die harte Spannung zu sanfter Harmonie herabstimmte und den wechselweisen Übergang eines Zustandes in den andern erleichterte. Diesen Nutzen leistet überhaupt nun der ästhetische Sinn oder das Gefühl für das Schöne.«

Rüdiger Safranski hat einmal festgestellt, Sie würden die Kunst als »ultimative Lockerungsübung« empfehlen.

»Ich kenne Herrn Safranski nicht, wenngleich Sie mich neugierig auf ihn machen. Ich will Ihnen aber antworten: *Gemein* ist alles, was nicht zu dem *Geiste* spricht und kein anderes als ein sinnliches Interesse erregt. Es gibt zwar tausend Dinge, die schon durch ihren Stoff oder Inhalt gemein sind; aber weil das Gemeine des Stoffes durch die Behandlung veredelt werden kann, so ist in der Kunst nur

vom *Gemeinen* in der Form die Rede. Ein gemeiner Kopf wird den edelsten Stoff durch eine gemeine Behandlung verunehren; ein großer Kopf und ein edler Geist hingegen wird selbst das Gemeine zu adeln wissen, und zwar dadurch, dass er es an etwas Geistiges anknüpft und eine große Seite daran entdeckt.«

Was bedeutet das für den *Geisterseher*? Handelt es sich um einen »gemeinen Stoff«, den Sie »veredelt« haben?

»Ein Dichter behandelt seinen Stoff gemein, wenn er unwichtige Handlungen ausführt und über wichtige flüchtig hinweggeht. Er behandelt ihn groß, wenn er ihn mit dem Großen verbindet.«

In Ihrem Roman triumphiert die Natur letztendlich über das »Geisterhafte«. Ist das das »Große«, von dem Sie sprechen?

»Es gibt Augenblicke in unserm Leben, wo wir der Natur in Pflanzen, Mineralien, Tieren, Landschaften, so wie der menschlichen Natur in Kindern, in den Sitten des Landvolks und der Urwelt, nicht weil sie unsern Sinnen wohl tut, auch nicht, weil sie unsern Verstand oder Geschmack befriedigt (von beiden kann oft das Gegenteil statt finden), sondern bloß *weil sie Natur ist*, eine Art von Liebe und von rührender Achtung widmen. Diese *Art* des Interesse an der Natur findet aber nur unter zwei Bedingungen statt. Fürs Erste ist es durchaus nötig, dass der Gegenstand, der uns dasselbe einflößt, *Natur* sei oder doch von uns dafür gehalten werde; zweitens, dass er (in weitester Bedeutung des Wortes) *naiv* sei, d. h., dass die Natur mit der Kunst im Kontraste stehe und sie beschäme. Sobald das Letzte zu dem Ersten hinzukommt, und nicht eher, wird die Natur zum Naiven.«

Ihre Worte erinnern an Johann Wolfgang von Goethe, für den die Poesie im Wortsinne, d.h. die Herstellung von Menschen und Dingen und Weltzusammenhängen, ein Erkenntnisinstrument ist, das allen naturwissenschaftlichen Methoden übergeordnet bleibt.

»Wo hat er das geschrieben? Wir sind einander bekannt. Wussten Sie das?«

In einem Brief an Goethe vom 23. August 1794 schreiben Sie, dieser würde das »Notwendige der Natur« suchen, allerdings »auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird«, denn er nehme »die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen«.

»Goethes Philosophie holt zuviel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole. Mein Verstand wirkt eigentlich mehr symbolisierend, und so schwebe ich, als eine Zwitterart, zwischen dem Begriff und der Anschauung, zwischen der Regel und der Empfindung, zwischen dem technischen Kopf und dem Genie. Dies ist es, was mir, besonders in frühern Jahren, sowohl auf dem Felde der Spekulation als der Dichtkunst ein ziemlich linkisches Ansehen gegeben; denn gewöhnlich übereilte mich der Poet, wo ich philosophieren sollte, und der philosophische Geist, wo ich dichten wollte. Noch jetzt begegnet es mir häufig genug, dass die

Einbildungskraft meine Abstraktionen, und der kalte Verstand meine Dichtung stört.«

Den »philosophischen Geist« haben Sie auch in Ihrer Antrittsrede diskutiert, mit der Sie Ihre historischen Vorlesungen in Jena begonnen haben, die wiederum auf die Entstehungszeit des Geistersehers datieren. Zufall?

»Oft tut man besser daran, den Zufall machen zu lassen, als ihm durch zu viele Geschäftigkeit vorzugreifen.«

Schiller hat nicht alles dem Zufall überlassen, man merkt es an der Art und Weise, mit der er 1789 in Jena seine Antrittsvorlesung vorbereitet, strategisch, mit dem Schalk im Nacken. Am 26. Mai 1789 besteht er das Abenteuer auf dem Katheder rühmlich und tapfer. Er liest später nur zwei Mal in der Woche und zwei Tage hintereinander, so dass er fünf Tage ganz frei hat. Zu seinem Debüt hat er mit voller Absicht das »Rheinholdische Auditorium« bestimmt. Es ist nur mäßig groß und fasst ungefähr 80 sitzende Zuhörer, etwas über 100 in allem. Der angehende Ordinarius will eine größere Menge an Studenten nicht voraussetzen, indem er gleich in einem größeren Hörsaal debütiert. Diese Bescheidenheit ist auf eine sehr brillante Art belohnt worden, sagt Schiller.

Abends von sechs bis sieben soll er lesen. Um halb sechs ist das Auditorium voll. Schiller sieht aus dem Fenster Trupp über Trupp an Studierenden die Straße heraufkommen. Der Ansturm will gar kein Ende nehmen. Schiller ist vergnügt, wenn er sich auch ein wenig fürchtet. Je größer die Menge wird, umso größer wird sein Mut. Sein Selbstbewusstsein wächst. Er ist nun überzeugt, dass seine Vorlesung mit keiner anderen in Jena den Vergleich zu scheuen braucht. Die Menge wächst weiter. Überall im Vorsaal, im Flur und auf der Treppe stehen Menschen dicht gedrängt. Einer äußert gegenüber Schiller den Wunsch, doch vielleicht in einen größeren Hörsaal umzuziehen. Schiller, charmant und zuvorkommend, gibt den Vorschlag in die Runde und findet begeisterte Zustimmung. Alle stürzen hinaus und in einem langen Zug die Straße hinunter, eine der längsten in Jena. Überall sind Studenten. Alle laufen. Jeder will einen guten Platz bekommen. Fenster werden geöffnet. Viele glauben, ein Feuer sei ausgebrochen. Selbst die Wache am Schloss gerät in Aufruhr. Was ist denn, was gibt's denn?, rufen die einen. Der neue Professor wird lesen!, antworten die anderen. Man sieht, dass der Zufall selbst dazu beiträgt, den Anfang recht brillant zu machen, meint Schiller. Er folgt seinen Studenten in kleinem Abstand. Alle starren ihn an. Ein kolossaler erster Auftritt.

Wenn Schiller über das Geschehene spricht, ist es so, als erstaune ihn der ganze Tam Tam. Dabei war er schon damals populär und aufgrund seiner Werke weitläufig bekannt: *Die Räuber* (1781), *Kabale und Liebe* (1784), *Die Verschwörung des Fiesco zu Genua* (1784), *Don Karlos* (1787/88). Nicht zu vergessen: Der

Publikumserfolg des *Geistersehers*. Ein »Stürmer und Dränger«, ein Popstar, der Professor wird. Der neue Hörsaal ist der größte in Jena und kann, wenn er voll besetzt ist, zwischen 300 und 400 Menschen fassen. Die Kapazität des Auditoriums schnell erreicht, so sehr, dass noch ein Vorsaal und der Flur bis an die Türen besetzt sind und im Saal selbst viele sich auf die Bänke stellen. Schiller zieht also durch eine Allee von Zuschauern und Zuhörern ein und kann kaum den Katheder finden. Unter lautem Pochen, was in akademischen Kreisen als Beifall gilt, besteigt er dann doch die Kanzel und sieht sich von unzähligen Menschen umgeben. Schiller ist in seinem Element. Er liest sofort mit starker, sicherer Stimme. Auch vor der Tür kann man ihn gut hören. Die Vorlesung handelt zunächst vom Unterschied des Brotgelehrten und des philosophischen Kopfs.

Das Thema ist noch heute aktuell. Was Schiller über einen Wissenschaftlertypus schreibt, der ständig darum bemüht ist (und bemüht sein muss), die Bedingungen zu erfüllen, unter denen er sein Amt angetreten hat, der – wie es heißt – »beim Eintritt in seine akademische Laufbahn keine wichtigere Angelegenheit« hat, »als die Wissenschaften, die er Brotstudien nennt, von allen übrigen, die den Geist nur als Geist vergnügen, auf das sorgfältigste abzusondern«, ist im akademischen Deutschland der gestuften Bachelor- und Master-Studiengänge, der »Exzellenz-Initiative« und »Elite-Universität« noch immer zu bedenken. Wie Schillers Brotgelehrte sahen sich hierzulande die meisten Fakultäten gezwungen, ihren ganzen Fleiß nach den Forderungen einzurichten, die von »höherer« Seite an sie gerichtet worden waren. Vor allem eine Disziplinengruppe hatte dabei das Nachsehen.

*Herr Schiller*, Sie brechen in der Eröffnung Ihrer historischen Vorlesungen eine Lanze für ein Feld, das »dem denkenden Betrachter so viele Gegenstände des Unterrichts, dem tätigen Weltmann so herrliche Muster zur Nachahmung, dem Philosophen so wichtige Aufschlüsse und jedem ohne Unterschied so reiche Quellen des edelsten Vergnügens eröffnet« – für das »große weite Feld der allgemeinen Geschichte«.

»Fruchtbar und weit umfassend ist das Gebiet der Geschichte; in ihrem Preise liegt die ganze moralische Welt. Durch alle Zustände, die der Mensch erlebte, durch alle abwechselnden Gestalten der Meinung, durch seine Torheit und seine Weisheit, seine Verschlimmerung und seine Veredlung, begleitet sie ihn; von allem, was er sich *nahm* und *gab*, muss sie Rechenschaft ablegen.«

Das wissenschaftliche Gebiet, auf das Sie Bezug nehmen, wird in Deutschland und unter Wilhelm Diltheys Einfluss mit dem Begriff »Geisteswissenschaften« bezeichnet, dessen Gegenstand – nach Wolfgang Bergsdorf – die kulturellen Schöpfungen des Menschen in der Gegenwart und in der Vergangenheit im wei-

test möglichen Sinne ist. Im engeren Sinne sind Moral, Ästhetik und eben Geschichte deren Themen.

»Sorgfältig bestrebt sich der philosophische Kopf, das Gebiet seiner Wissenschaft zu erweitern und ihren Bund mit den übrigen wieder herzustellen – *herzustellen*, sage ich, denn nur der abstrahierende Verstand hat jene Grenzen gemacht, hat jene Wissenschaften von einander geschieden. Wo der Brodgelehrte trennt, vereinigt der philosophische Geist. Frühe hat er sich überzeugt, dass im Gebiete des Verstandes, wie in der Sinnenwelt, alles in einander greife, und sein reger Trieb nach Übereinstimmung kann sich mit Bruchstücken nicht begnügen. Alle seine Bestrebungen sind auf Vollendung seines Wissens gerichtet; seine edle Ungeduld kann nicht ruhen, bis alle seine Begriffe zu einem harmonischen Ganzen sich geordnet haben, bis er im Mittelpunkt seiner Kunst, seiner Wissenschaft steht und von hier aus ihr Gebiet mit befriedigtem Blick überschaut.«

Viele Studierende geisteswissenschaftlicher Fächer leiden gegenwärtig unter einem großen Rechtfertigungsdruck.

»Der Anblick so vieler vortrefflicher junger Menschen, die eine edle Wissbegierde antreibt und aus deren Mitte bald schon manches wirksame Genie für das kommende Zeitalter aufblüht, macht mir meine Pflicht zum Vergnügen, lässt mich aber auch die Strenge und Wichtigkeit derselben in ihrem ganzen Umfang empfinden. Je größer das Geschenk ist, das ich Ihnen zu übergeben habe – und was hat der Mensch dem Menschen Größeres zu geben als Wahrheit? –, desto mehr muss ich Sorge tragen, dass sich der Wert desselben unter meiner Hand nicht verringere. Je lebendiger und reiner Ihr Geist in dieser glücklichsten Epoche seines Wirkens empfängt und je rascher sich Ihre jugendlichen Gefühle entflammen, desto mehr Aufforderung für mich, zu verhüten, dass sich dieser Enthusiasmus, den die Wahrheit allein das Recht hat zu erwecken, an Betrug und Täuschung nicht unwürdig verschwende.«

Die Begeisterung für geisteswissenschaftliche Disziplinen ist ja ungebrochen. Die Studierendenzahlen steigen beständig an. Mangelnde Beliebtheit ist offenbar nicht das Problem der »brotlosen« Fächer.

»Alle Bestrebungen des philosophischen Kopfes sind auf Vollendung seines Wissens gerichtet: Seine edle Ungeduld kann nicht ruhen, bis alle seine Begriffe zu einem harmonischen Ganzen sich geordnet haben, bis er im Mittelpunkt seiner Kunst, seiner Wissenschaft steht und von hier aus ihr Gebiet mit befriedigtem Blick überschaut.«

Sie klingen zuversichtlich.

»Neue Entdeckungen im Kreis seiner Tätigkeit, entzücken den philosophischen Geist. Vielleicht füllen sie eine Lücke, die das werdende Ganze seiner Begriffe noch verunstaltet hatte, oder setzen den letzten noch fehlenden Stein an sein

Ideengebäude, der es vollendet. Durch immer neue und immer schönere Gedankenformen schreitet der philosophische Geist zu höherer Vortrefflichkeit fort.«

Davon kann man sich allerdings auch nichts zu essen kaufen. Entgegen Ihrer Erwartungen mussten Sie als außerordentlicher Professor unentgeltlich lehren.

»Mir war damals nicht bange, meine Umstände bald verbessert zu sehen, und höhere Entwürfe zu machen. Behielt ich von meinen Auditoren nur den vierten Teil, so verlangte ich nichts weiter. Bei meiner zweiten Vorlesung waren 480 Zuhörer und gegen 50 hatten keinen Platz mehr gefunden.«

Von Studiengebühren halten Studierende in der Regel nicht viel.

»Der philosophische Geist findet in seinem Gegenstand, in seinem Fleiß selbst, Reiz und Belohnung. Wie viel begeisterter kann er sein Werk angreifen, wie viel lebendiger wird sein Eifer, wie viel ausdauernder sein Mut und seine Tätigkeit sein, da bei ihm die Arbeit sich durch die Arbeit verjüngt. Das Kleine selbst gewinnt Größe unter seiner schöpferischen Hand, da er dabei immer das Große im Auge hat, dem es dient, wenn der Brotgelehrte in dem Großen selbst nur das Kleine sieht.«

Die Anziehungskraft der historisch-philologischen Disziplinen könnte damit zusammen hängen, dass heute die Beraufsaussichten gleich gut oder gleich schlecht sind, dass junge Menschen sich zu Recht entscheiden, das zu studieren, was ihren Wünschen, Interessen und Neigungen entspricht, und nicht das, was ihnen eingeredet wird.

»Nicht, was er treibt, sondern wie er das, was er treibt, behandelt, unterscheidet den philosophischen Geist. Wo er auch stehe und wirke, er steht immer im Mittelpunkt des Ganzen; und so weit ihn auch das Objekt seines Wirkens von seinen übrigen Brüdern entferne, er ist ihnen verwandt und nahe durch einen harmonisch wirkenden Verstand; er begegnet ihnen, wo alle hellen Köpfe einander finden.«

Schillers Vorlesung macht Eindruck. Mehr als die Hälfte der in Jena immatrikulierten Studenten sind gekommen. Den ganzen Abend wird darüber in der Stadt geredet. Zum ersten Mal haben die Studenten einem neuen Professor eine solche Aufmerksamkeit zuteil werden lassen. Zum Schluss seines Auftritts bekommt er eine Nachtmusik. Drei Mal wird »Vivat!« gerufen. Er lebe hoch! Am andern Tag ist das Auditorium ebenso stark besetzt. Schiller findet sich gut in sein neues Fach ein. Er liest vom Blatt, extemporiert wenig. Er kann dem Vorlesungsverhalten selbst noch keinen Geschmack abgewinnen. Wäre man der Empfänglichkeit und einer gewissen vorbereitenden Fähigkeit bei den Studierenden versichert, so könnte man überaus viel Interesse und Zweckmäßigkeit in dieser Art zu wirken finden, sagt Schiller. So aber bemächtigt sich seiner sehr lebhaft die Idee, dass zwischen dem Katheder und den Zuhörern eine Art von Schranke ist, die sich kaum über-



steigen lässt: »Man wirft Worte und Gedanken hin, ohne zu wissen und fast ohne zu hoffen dass sie irgendwo fangen, fast mit der Überzeugung, dass sie von 400 Ohren 400mal, und oft abenteuerlich, missverstanden werden.« Er hat keine Möglichkeit sich, wie in einem Gespräch, »an die Fassungskraft des andern anzuschmiegen«. Ihm fällt es schwer, »zur platten Deutlichkeit herabzusteigen«. Viel Hoffnung hat er nicht, dass sich das mit der Zeit verbessert. Er tröstet sich. In jedem öffentlichen Amt würde immer nur der 100ste Teil der Absicht erfüllt.

Schiller hat das Problem der Vermittelbarkeit von Wissen innerhalb des akademischen Lehrbetriebs erkannt; er würde eine der Grundideen der derzeitigen Hochschulreform, Wissenschaft praxisnäher, zielgruppengerechter zu machen, sicherlich zustimmen, gewiss ohne etwas an seinem Vorlesungsstil zu ändern. In seiner Antrittsrede hatte er sich einen »Professor der Geschichte« genannt. Ihm war offenbar nicht bewusst, dadurch Inhaber einer Nominalprofessur zu verärgeren. Die liefen denn auch Sturm. Erbärmlich, findet Schiller. Schiller sah – hell-sichtig – die Geister, die die Alma Mater rief. Die Sache ging für ihn vorerst glimpflich aus. Aus dem Professor der Geschichte wurde kurzerhand einer der Philosophie. – Man könnte das für reine Willkür halten, wüsste man nicht, dass Schiller, Verfasser der *Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung* (1788) und der *Geschichte des dreißigjährigen Kriegs* (1790), von sich sagt, seine Idee sei es fast immer gewesen, akademisch zu lehren. Andererseits hat er betont, wie wenig Gelehrsamkeit bei ihm vorauszusetzen sei. Er ist ein »Grenzgänger«, ein interdisziplinärer »Prototyp« und ein fast schon klassischer »Seiteneinsteiger«, der als Ornament der Fakultät berufen worden war und von dem sein Fach in Sachen Werbung und Marketing einiges lernen könnte.

Was heißt das heute für die Wissenschaft? Der Campus also als Pop-Akademie? Nein. Von Schiller können die »philosophischen Köpfe« der Exzellenz-Universität ebenso lernen wie die »Brotgelehrten« der Bologna-Lehranstalt. Schiller zeigt der Wissenschaftswelt den Weg, den diese gehen muss, um die drängenden Problemfelder der Zeit zu lösen. Das sind – wie Wolfgang Frühwald resümiert hat – zum Beispiel die »täglich und stündlich grausam erneuerte Tragödie an den mittelmeerischen und den südwestlichen Atlantikküsten Europas, wo die Blüte der afrikanischen Menschheit im Meer versinkt«; die »Wiederkehr der Religionen und damit auch eines durch Rationalisierung und Säkularisierung längst überwunden geglaubten Fatalismus, der seine Zuversicht aus Verheißungen schöpft, die den primitiven Paradiesen menschlicher Glücksvorstellungen gelten«; im Zusammenhang damit die »pauschale und gewaltbereite, anarchische (und bis auf Rousseau zurückzuführende) Zivilisationskritik, die sich als das notwendige Kompensationsphänomen einer mathematisch regulierten und wirtschaftlich regierten Weltgesellschaft erweisen könnte«; das »Einströmen orientalischer Kul-

tur- und Denkformen nach Europa, das bisher dominant durch Latinität, durch ein jüdisch-antikchristliches Kulturerbe gekennzeichnet ist, und seine Folgen für das Zusammenleben der Menschen« sowie die »Verrohung im experimentellen Umgang mit dem pränatalen menschlichen Leben«. Das sind alles Fragen der Moral, der Ästhetik und der Geschichte. Das sind fruchtbar zu machende Fragestellungen nicht der Natur-, sondern der Geisteswissenschaften.

Wird der *Geisterseher* gerade weiter geschrieben? Es zieht sich eine lange Kette von Begebenheiten von dem gegenwärtigen Augenblick bis zum Anfang des Menschengeschlechts hinaus, die wie Ursache und Wirkung ineinander greifen, sagt Schiller – und fügt hinzu: »Die Quelle aller Geschichte ist Tradition, und das Organ der Tradition ist die Sprache.«

*Herr Schiller*, eine letzte Frage: Was heißt und zu welchem Ende studiert man »Geisteswissenschaft«?

»Das Studium wird Ihnen eine eben so anziehende als nützliche Beschäftigung gewähren. Licht wird es in Ihrem Verstande und eine wohltätige Begeisterung in Ihrem Herzen entzünden.«

Das klingt nicht schlecht.

»Das Studium wird Ihren Geist von der gemeinen und kleinlichen Ansicht moralischer Dinge entwöhnen, und indem sie vor Ihren Augen das große Gemälde der Zeiten und Völker aus einander breitet, wird es die vorschnellen Entscheidungen des Augenblicks und die beschränkten Urteile der Selbstsucht verbessern.«

Was möchten Sie Studierenden geisteswissenschaftlicher Fächer zum Abschluss sagen?

»Wie verschieden auch die Bestimmung sei, die in der bürgerlichen Gesellschaft Sie erwartet – etwas dazu steuern können Sie alle! Jedem Verdienst ist eine Bahn zur Unsterblichkeit aufgetan, zu der wahren Unsterblichkeit, meine ich, wo die Tat lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben sollte.«

*Herr Schiller*, wir danken Ihnen für das Gespräch.